

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 17 (1913-1914)
Heft: 7

Artikel: Das heilige Brot : eine Ostergeschichte
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662244>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

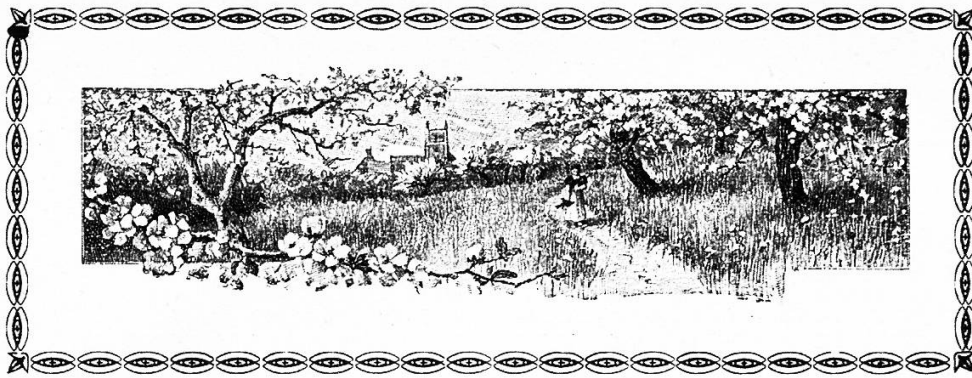
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Steine werden zeugen.

Der Ostermorgen lächelt,
Ein Bräutigam, in die Welt,
Vom Frühlingsduft gefächelt,
Steigt er aus seinem Zelt.

Und rings herum das Schweigen!
Der Wald, er steht so still;
Kein Blümlein sich verneigen,
Kein Blättchen rauschen will.

Im fernen Kirchlein singet
Die fromme Christenschar:
Da von den Steinen klinget
Das Echo wunderbar.

Als wenn aus Berges Tiefen
Das Singen kläng' hervor;
Als wenn die Felsen riefen:
„Er lebt! er lebt!“ im Chor.

„Er lebt! er lebt!“ da lauschen
Die Blümlein, neigen sich,
Da bücket sich mit Rauschen
Der Wald so feierlich.

Und mächtiger immer wieder:
„Er lebt! er lebt!“ vom Stein, —
Mir läuft ein Schauer nieder
Im tiefsten Mark und Bein;

Und denk' — und muß mich beugen —
Was dort geschrieben ist:
Die Steine werden zeugen,
Wenn mich der Mensch vergift.

Otto Ludwig

Das heilige Brot.

Eine Ostergeschichte von Adolf Böglin.

Es war am Vorabend des Osterfestes.

Vor acht Tagen war ich im Pfarrhaus gewesen, die üblichen drei großen Blechformen abzuholen, welche mein Vater benützte, um darin das heilige Brot für das Abendmahl zu backen, das der Gemeinde bereits am Palmsonntag und Charfreitag dargereicht worden war. Der Herr Pfarrer übergab sie mir eigenhändig, wie er sie denn auch in einer besonderen Lade aufbewahrte, wo sie von Händen anderer Sterblicher nicht berührt wurden. Sie durften außer der Herstellung des Abendmahlbrotes keinem andern Zwecke dienen. Nach Ostern wurden sie wieder abgeliefert und kamen erst um die Weihnachtszeit wieder zur Verwendung, um sich dann bis zum nächsten Palmsonntag einer fatten

Ruhe zu erfreuen. Am letzten war ich mit andern sechszehnjährigen Kameraden vom Herrn Pfarrer in die christliche Gemeinde aufgenommen worden. Als er mir die Formen übergab, meinte er mit wohlwollendem Lächeln: „Nun werden wir bald einen jungen Meister Heinrich haben, der seinem Vater den heiligen Dienst abnimmt.“

„Den überläßt mir der Vater nicht so bald. Das liegt noch weit im Feld,“ gab ich zur Antwort.

„Und doch hab' ich's von ihm selber, du verstehst dich schon auf die schwierigsten Künste seines Berufs; er könne dir sogar schon den Ofen überlassen.“

Ich fühlte, wie mich das Lob aus dem Munde des Pfarrers zum Erröten brachte; vielleicht gerade darum, weil der Vater mich darin kurz hielt. Es wurde mir heiß in der Brust, und ein seliges Gefühl des Stolzes ließ mich etwas selbstbewußt sagen: „Ich möchte dann schon ein richtiger Meister werden.“

„Also, auf später denn! Du hast noch Zeit dazu!“ sagte der Herr Pfarrer, „diesmal essen wir also noch das Abendmahlbrot von deinem Vater.“ Er schüttelte mir die Hand, indem er, nach seiner Art, auch noch die weiche Linke über meine Rechte legte, so daß ich mich ganz in seiner Liebe geborgen fühlte. Dann ließ der alte Herr hinter mir die Türe sacht ins Schloß gleiten.

Sein Wort war auf fruchtbaren Boden gefallen und keimte mächtig, so daß ich schon am Charfreitag Vorabend dem Vater mit einer Bitte im Ohr lag, er möchte das heilige Brot mir überlassen. Damals wich er mir aus, indem er mich auf später vertröstete. Das hatte zur Folge, daß mein Verlangen nur stärker wurde, wie es immer der Fall ist, wenn man uns die Bestätigung unseres Selbstvertrauens versagt oder sie hinauschiebt.

Am folgenden Samstag nachmittag war der Vater im Verkaufsraum mit allerlei Vorarbeiten für das Osterfest beschäftigt, wobei ich ihm behilflich war. Geselle und Lehrling schliefen noch, da sie in der letzten Nacht Frühdienst gehabt hatten. Die Mutter besorgte in der Backstube, die durch eine Glaswand von dem andern Raum getrennt war, einige Reinigungsarbeiten. Die metallenen Gefäße mußten, wenn sie außer Gebrauch waren, glänzen; eher ruhte sie nicht; und die Backstube bot dann keinen üblen Anblick. Es funkelte von der Wage und den Ofengriffen, den messingenen und kupfernen Kesseln und Becken her wie in einem Juwelenladen in den etwas dämmerigen Raum hinaus, der nur durch ein Fenster beleuchtet wurde.

Ich stand am Mörser und stampfte mit einem schweren Stößel Zucker zu feinem Staub. Die Tätigkeit hat die angenehme Wirkung, uns das Gefühl der Kraft zu geben und den ganzen Körper in eine rhythmische Bewegung zu versetzen, so daß sich von selbst Melodien in der Erinnerung auflösen. Ich war immer guter Dinge und zum Pfeifen und Singen aufgelegt, wenn ich stößelnd am Mörser stand; nicht selten tanzte ich einen einsamen

Indianertanz um ihn herum, wenn gerade kein Zuschauer da war, und kam mir dann, mit dem Stößel in der Hand, als ein Hexenmeister vor. Im Segen meines Kraft- und Meisterschaftsgefühls gedieh nun wieder der alte Wunsch empor, und ich wandte mich an den Vater: „Morgen erhalten wir Konfirmanden das Abendmahl.“

„Mutter und ich werden es einzurichten suchen, um mit dir zu kommen,“ antwortete mein Vater und fuhr weiter in seiner Arbeit, obgleich er wohl merkte, wo ich hinaus wollte. Er war in der letzten Zeit merkwürdig wortfarg gewesen, während er sonst gerne einem Gespräch mit mir oblag und anregend erzählte. Ich ahnte nicht, wieso er dazu gekommen war, sein Benehmen mir gegenüber zu ändern; erinnerte mich nicht, ihn irgendwie erzürnt oder verletzt zu haben. Denn ich kannte meine eigene Wandelung nicht und wußte nicht, wie ich in mich hineinschwieg. Ich schüttete den Zucker in die große Trommel und begann zu sieben, bis ich den nötigen Staubzucker beisammen hatte, und räumte auf. Jetzt wagte ich von neuem die Frage: „Vater, darf ich morgen das heilige Brot backen?“

„Wozu das? In der Fremde wirst du kaum dazu kommen, solches backen zu müssen,“ meinte der Vater.

„Aber ich möchte dieses Meisterstück auch noch hinter mir haben, bevor ich auf die Wanderschaft gehe. Dann kann ich so ziemlich alles.“

„Deswegen also?“ fragte er zweifelnd.

„Vielleicht auch, weil es mir Freude macht, das heilige Brot, das ich zum erstenmal genießen soll, selbst zu backen,“ sagte ich etwas gereizt, da es mich bemühte, den geheimsten Gründen meines halb unbewußten Verlangens nachzuspüren und das an den hellen Tag zu schaffen, was uns nur in der dunkeln Tiefe unseres Wesens erfreut.

„Deswegen allein?“ forschte mein Vater weiter. Dabei fährte er sich um, lehnte sich mit dem Rücken an den Tisch, worauf er einen Blätterteig ausgewalzt und wieder zusammengelegt hatte, und sah mir mit gekreuzten Armen prüfend ins Gesicht.

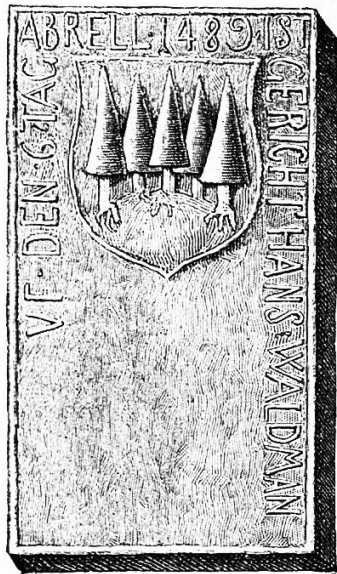
Ich war sprachlos. Mit solch starren Augen hatte er mich noch nie angeblickt. Die Schatten der Sorge lagen auf seinem sonst so gütigen Antlitz, das mir plötzlich gealtert erschien. Der Freund, den ich bis dahin geliebt, kam mir feindselig vor und verlangte von mir fast bedrohlich Rechenschaft über mir unbekannte Dinge. Mein Verstand mußte nun nach Gründen suchen für einen Wunsch, der harmlosem Fühlen entsprungen war. Daran hatte er mich bisher nicht gewöhnt. Er hatte mich ganz so genommen, wie ich war und wie ich mich gab, und wir waren beide dabei gut miteinander gefahren.

Ich ahnte nicht, was mir von seiner Seite drohte; eine unbestimmte Angst schnürte mir die Kehle zu. Da erinnerte ich mich der Unterhaltung

mit dem Pfarrherrn und fühlte mich auf einmal erleichtert und sagte: „Auch der Herr Pfarrer meinte lehtthin, es wäre hübsch, wenn ich's zustande brächte. So halb und halb hab' ichs auch meinen Kameraden versprochen, wenn du damit einverstanden wärest...“

„Aha, Kameraden!... Mit und ohne Bopf!“ ergänzte er in ernstem Ton. Jetzt schoß mir das Blut in den Kopf und verwirrte mir ganz den Sinn. Er bemerkte meine Verlegenheit und sagte fast mitleidig: „Sei so gut und trag' den Blätterteig da in den kühlen Keller hinunter.“

Als ich zurückkam, stand er noch in der gleichen sinnenden Haltung da wie zuvor. Jetzt hob er an, und der Ton der Liebe war in seinen Worten: „Heinrich, ich muß dir auf die Spur helfen. Uns beiden wird doch erst dann wieder wohl, wenn alles klar ist zwischen uns wie vorzeiten, da du noch mein lieber Bub warst.“



Grabmal in der Frauenmünsterkirche für Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich. (Hingerichtet 6. April 1489.)

Ich staunte ihn an und fühlte, daß etwas schwer auf sein Gemüt drückte. Da ward mir weich und warm ums Herz. Ich wußte jetzt, daß er sich meinetwegen quälte, und wäre sofort bereit gewesen, irgend ein Bekenntnis abzulegen, um ihn zu beruhigen. Allein ich sah weder einen Anfang noch ein Ziel.

„Vater, ich weiß nicht, was du von mir willst,“ kam es endlich gequält aus mir heraus.

„So muß ich reden.“ Langsamem Schrittes ging er zur Glastüre und schloß sie ab, dann auch die des Verkaufsraumes. Er bot mir einen Stuhl und sagte: „„Setz dich!““ Indem er mir gegenüber Platz nahm, bemerkte er ernst, aber scheinbar ganz gelassen: „Nun sieh mir in die Augen und hör mich an. Ich muß mit dir reden.“

Dann sprach er eindringlich und warm: „So, also das heilige Brot willst du backen? Das ist eine eigene Sache und sie hat ihren Hafen. Es braucht nicht nur reine Hände dazu, sondern auch ein lauterer Herz. Weißt du, ganz so wie der Herr eines hatte, als er das Brot seinen Jüngern zum Abendmahl brach. Ganz von Liebe zu den Mitmenschen erfüllt, ohne Neben- und Hintergedanken, ohne Eigengröße. Seine Seele gehörte ganz den Jüngern und ging in Liebe zu ihnen auf. Wie hätte der, der nicht ganz frei war im Herz und Sinn, seine ganze Hingebung auf die Spende richten können? Und wie solltest du, wenn du nicht ganz lauter bist in deinem Innern, das heilige Brot, das Hunderten den Geist des Herrn vermitteln soll, herstellen können?“

Ich schlug die Augen nieder, ohne recht zu wissen, warum.

Dem Vater entging seines Sohnes Verlegenheit nicht. Er fühlte sich um so sicherer und schritt um so entschiedener auf dem betretenen Weg voran, der ihn zum Herzen seines Sohnes führen sollte.

„Weißt du“, fuhr er fort, „es könnte dir am Ende ergehen wie dem Schwabenbeck.“

Ich erinnerte mich ganz dunkel, von ihm vor mehreren Jahren einmal eine jagenhafte Geschichte gehört zu haben, die er den Gesellen erzählte, und hatte nicht den Mut zu fragen, wie es sich damit verhalte. Ihm aber war es darum zu tun, zwischen uns beiden wieder das frühere klare Verhältnis zu schaffen, bei dem wir uns wohl befunden hatten. Mochte aus seinem draufgängerischen Verfahren und meiner Auflehnung auch ein kleines Gewitter hervorgehen, er brauchte es nicht zu fürchten, da er sich seiner väterlichen Unschuld und wirklichen Teilnahme am innern Gedeihen seines Sohnes bewußt und überzeugt war, daß eine gewitterhafte Auseinandersetzung immer eine Klärung der Verhältnisse zur Folge hat. Deshalb wartete er meine Frage nicht länger ab, sondern sagte einfach: „Die muß ich dir erzählen. — Es mag über hundert Jahre her sein, als in unserm Städtchen ein Bäcker-
geselle aus dem Württembergischen um Arbeit vorsprach. Er hatte ein paar kräftige Arme und ein geschliffenes Mundstück und wurde von einer eben verwitweten Meisterin, die an seinen gefälligen Redensarten den Narren gegessen hatte, eingestellt und nach Jahresfrist geheiratet. Nun schwoll ihm der Ramm und er nahm sich vor, sein Geschäft auf Kosten der übrigen Bäcker im Städtchen zu erweitern, um nach und nach die übrigen unterzukriegen und alle Rundschaft an sich zu reißen. Anstellig wie er war, gelang es ihm nur allzugut. Nach wenigen Jahren schon besaß er die größte Bäckerei und obendrein eine gutbesuchte Bier- und Weinwirtschaft. Unter seiner vielseitigen Beschäftigung litt freilich die Keilichkeit und Ordnung im Hause. Allein er hatte sich inzwischen ins Bürgerrecht aufnehmen lassen, und sein Wort galt etwas in der Gemeinde, so daß er endlich auch Kirchenpfleger wurde. Jetzt gelang es ihm, die Lieferung des heiligen Brotes für das Abendmahl in der Kirche, die, wie du weißt, eine viel umworbene Auszeichnung für uns Bäcker ist, in die Hände zu bekommen. Und er war nicht wenig stolz darauf und blähte sich öffentlich, er wolle die Schweizer schon Mores lehren; in einigen Jahren sollten die Meister des Städtchens sich alle ducken und freuen müssen, wenn er sie als Gesellen und Handlanger einstellen würde. Aber je mehr er sein Gewerbe vergrößerte, desto reicher vermehrte sich das Ungeziefer in seiner Backstube. Doch war er nun, wonach er gestrebt hatte, Hans Oben-im-Dorf und blähte sich wie ein Truthahn vor den gewöhnlichen Hähnen. Auf den Palmsonntag sollte er zum erstenmal das heilige Brot liefern. Wie die Glocken zum Gottesdienst läuteten, saß er auch schon

breit und wohlgenährt im Gestühl der Kirchenpfleger und musterte mit hochmütigen Blicken die eintretende Gemeinde. Da er zum Vorsteher der Kirchenpflege aufgerückt war, saß er an erster Stelle und hatte auch den Vortritt beim Abendmahl. Der Pfarrherr hatte bereits seines Amtes als Spender der heiligen Brote gewaltet und sie in viel hundert kleine weißgelbe Würfel zerschnitten, von denen jeder einen bescheidenen Mund voll gab. Von zwei Seiten her bildeten sich Reihen von schwarzgekleideten Männern und Frauen, auch Jünglingen und Jungfrauen, die zum erstenmal am Abendmahl teilnahmen. Feierlich, gesenkten Hauptes, still für sich betend, bewegten sich die Reihen auf den Altartisch zu; an der Spitze der Männer der Schwabenbeck. Aber was geschah nun? Wie der Pfarrherr ein Würfelchen aus dem heiligen Brote lockerte, um es dem Vorsteher der Kirchenpflege zu überreichen, froch es mit behenden Gliedern und breiten schwarzglänzenden Rücken aus den Kreuz- und Querschnitten heraus und überwumselte mit eidechsenhafter Schnelligkeit das schöne Brot, torfelte über den Rand des großen braungebackenen Würfels herab, ergoß sich über den Altartisch, floß auf den Boden nieder und kletterte am Vorsteher empor, daß alsbald seine weiße Hemdenbrust und sein Batermörderfragen wie mit Tinte überschmiert aussahen und auch Hals, Bart und Gesicht, und der glatte Schädel von lebenden schwarzen Panzerrücken wimmelten. Der Pfarrherr hielt entsetzt inne. Der Bäcker aber reckte und schlenkerte seine Arme und sah nicht anders aus als ein schwarzgepanzter Ritter, den ein Fieberfrost schüttelt. Wie aber der Käfer immer mehr wurden und alle ihm zustrebten, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er die Flucht ergriff und hinter sich die schwere Kirchthür fest ins Schloß warf.

Seit jenem Tage sah ihn niemand mehr; er ist wohl auch längst gestorben; aber die Geschichte vom Schwabenbeck lebt immer noch fort in der Erinnerung der Bäckermeister. Du siehst, er war äußerlich und innerlich unreinen Geistes. Ich weiß nun nicht, ob alles bei dir so lauter aussieht, daß du es wagen darfst, Hand ans heilige Brot zu legen. Mit dem Können allein ist's nicht getan; da hätte ich keine Angst um dich. Auch die äußere Reinheit tut nicht alles; wenn ihr nicht eine innere entspricht, so kann dein Werk nicht gesegnet sein. Man muß bei solcher Arbeit innerlich frei sein; man darf sich nicht mit Gedanken und Empfindungen quälen, die einen nebenaus führen; sonst muß irgend etwas darunter leiden und schief gehen. Und nun weißt du ja, wie es eine Ehrensache für mich ist, daß ich das heilige Brot liefern darf von Jahr zu Jahr, und daß noch keiner meiner Berufsgenossen es versucht hat, mir dieses Ehrenamt abzunehmen und mich auf die Seite zu schieben. — Also, überleg dir die Sache und prüfe dein Herz — und deine Gesinnung gegen ... mich. Hast du mir nichts anzuvertrauen? Gehen deine Gedanken nicht heimliche Wege? Bist du mir immer noch das, was du mir

gewesen? Bin ich dir immer noch dein bester Freund und Vertrauter? Es tut mir weh zu sehen, daß du dich von mir trennst.“

Jetzt sah ich zu meinem Vater auf, fand aber keine Worte. Worauf er anspielte, war mir in diesem Augenblick unerfindlich. Er mochte meinen Zustand durchschauen und sagte deshalb ruhig: „Laß dir nur Zeit, Heinrich, und besinne dich. Im übrigen weißt du: wenn es dir Freude macht, morgen dein Meisterstück auch noch im heiligen Brot zu versuchen — ich steh' dir nicht davor. Ich möchte nur, daß deine Freude rein und groß sei; daß die feierliche Einsegnung morgen dich nicht nur der christlichen Gemeinde zuführt, sondern dich in erster Linie mit deiner Familie, mit deinem Vater w i e d e r verbindet.“

Darauf ließ er mich stehen und öffnete die Glastür zur Backstube. Ich hörte noch, wie die Mutter ihm mit verhaltener Stimme Vorwürfe machte: „Warum mußt du ihn so beunruhigen?“

„Im Gegenteil, ich will ihm die Ruhe geben, die er nur durch eine vorbehaltlose Aussprache gegenüber seinem Vater finden kann.“

„Du weißt ja, er ist jetzt kein Kind mehr. Sein ganzes Wesen ist in Gärung, wie das so kommt in diesen Jahren. Er will seine eigenen Wege erkennen und gehen lernen.“

„Ganz recht. Ich bin der letzte, ihm das zu verwehren; der letzte, der seine Söhne ewig am Gängelband führen möchte. Aber mein Sohn kann er bleiben, auch wenn er kein Kind mehr ist.“

„Was willst du denn von ihm?“

„Offenheit und Wahrheit. Du siehst, wie er verträumt dahin lebt, wie er sich verbohrt, wie er leidet und doch nicht klagt; uns nichts von dem mitteilt, was ihn innerlich beschäftigt. Ich bin doch immer sein Freund gewesen; er war doch sonst so lieb, so vertraulich. Nun weicht er mir aus und hängi heimlichen Gedanken nach, die ihn quälen, weil er sie nicht ausspricht.“

„Bist du sicher, daß er weiß, was in ihm brütet und werkt?“

„Die Veränderungen, welche die Natur am Menschen vornimmt, machen ihn weder scheu noch mißtrauisch. Sie fehren den Sohn nicht ab vom Vater. Im Gegenteil, ich sah, wie er mir herzlich dankbar war für Aufschlüsse über Dinge und Vorgänge, die ihn ängstigten. Das ist's nicht; aber der Heinrich lebt in einer Gedankenwelt, an welcher er uns nicht mehr teilnehmen läßt, weil er glaubt, sie sei ihm verboten und er tue etwas Unrechtes.“

Das übrige, was die Eltern noch sprachen, ging unter im Geräusch der Arbeit. Mir aber schwoll das Herz in der Brust, weil ich wohl merkte, welchen Anteil mein Vater an meinem Leben nahm und wie es ihn schmerzte, daß ich ihm etwas vorenthielt, worüber ich mir selbst noch nicht völlige Klarheit verschafft hatte. Aber ich mußte mir sagen, daß er immer bereit gewesen war, mich von Nöten des Geistes und des Gemütes zu befreien, und zwar

durch unbefangene Aufklärungen, die mir wirklich halfen, während mehrere meiner Freunde durch ihre Eltern mit allerlei Gesclunfer auf später vertröstet und so von einer verhängnisvollen Ahnung, von einem dunklen Zweifel in den andern getrieben wurden. Ich aber wurde nie vom Regen in die Traufe geschickt, sondern erhielt wirklich Belehrung, soweit sie mein Vater, sei es aus eigener Erfahrung, sei es aus Büchern — denn er las gerne, wenn er Muße dazu hatte — mir geben konnte. Was mochte mich veranlassen, ihm etwas vorzuenthalten? Was war es überhaupt, das ich ihm vorenthielt? Warum fühlte er sich gekränkt? Ich wußte mich von jeder Absicht, ihm weh zu tun, völlig frei; er genoß meine ungebrochene Achtung, meine ungeteilte Liebe. Diese Überzeugung beruhigte mich einigermaßen, als mich ein kleines Erlebnis zu einer besseren Selbsterkenntnis führte und mir deutlich bewies, daß ich mich irrte.

Während die Eltern ins obere Stockwerk gingen, um noch etwas der Ruhe zu pflegen, wie sie es vor außergewöhnlich strenger Sonntagsarbeit in der Übung hatten, saß ich noch immer überrascht auf meinem Stuhl und wußte mich nicht zu fassen. Den Kopf in beide Hände gestützt, starrte ich vor mich auf den Fußboden hin. Wie lange, weiß ich nicht. Plötzlich huschte ein Schatten von der Seite herbei und legte sich genau vor mich hin. Wie ich aufblickte, stand Lischen Gräflein vor der Glastür des Verkaufsraums, drückte das Gesicht gegen das Fenster, wobei die schönen dunkeln Locken ihr blasses Gesicht umquollen, und war eben im Begriffe, die Ladenglocke zu läuten, als ich aufuhr und die Tür öffnete.

„Grüß dich, Heini!“ sagte sie und gab mir ihre Hand. Dann öffnete sie den Deckel ihres Körbchens, ging an den Brotrechen, wo die Wecken aufgestapelt waren, und zählte davon eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs ins Körbchen hinein. „Eure Wecken duften immer so herrlich! Was tut ihr drein?“ bemerkte sie.

„Meistens Mehl!“ antwortete ich trocken.

„Aber doch auch etwas Milch und Butter?“ fragte sie.

„Wenn die Zeiten nicht gar zu teuer sind, ja,“ scherzte ich. „Manchmal läßt man die Butter auch aus Vergeßlichkeit unter der Mulde stehen, anstatt sie in den Teig hineinzufneten.“

„Aber das merkt man!“

„Hast du's schon gemerkt?“

„Nein, wenn ich redlich sein will. Sie schmecken mir immer gleich gut; gebuttert oder ungebuttert.“

Ich schwieg.

„Du fragst nicht, wie so?“

„Gewiß nicht. Sie sind ja immer gebuttert.“

„Sie würden mir auch ungebuttert schmecken!“

„Das ist lieb von dir!“

„Weißt du, ich kann dabei immer an dich denken.“ Das sagte sie mit köstlicher Unbefangenheit; und ich hätte ihr dafür an den Hals springen mögen. Doch war dazu keine Zeit; denn ihr Plappermäulchen ging lustig weiter: „Du, morgen gibt's zum ersten Mal das heilige Brot. Ich freue mich, wenn du es machst. Wirfst du's?“



Partie im Oberdorf Zürich. Das Gebäude rechts im Vordergrund (genannt das Haus zum Sitkust) war die letzte Wohnung Hans Waldmanns (1489). Das zweite Haus (mit dem Erker), genannt zum feineren Erggel, war die Wohnung seines Stiefsohnes, des Chronisten Gerold Edlibach, 1482–1530. (Im Hintergrund das Grossmünster.)

„Wenn der Vater es mir überläßt. Das ist noch eine Frage.“

„Aber noch mehr freue ich mich auf den Ostermontag. Da können wir doch einmal nach Herzenslust beisammen sein . . . Du kommst doch mit auf den Ausflug nach Baden? Mit dem Herrn Pfarrer?“

„Das weiß ich nicht sicher. Am Ostermontag gibt's viel zu tun in der Wirtschaft. Ob mich die Eltern gehen lassen?“

„Wenn du nicht gehst, bleib' ich auch zu Hause! Und dann komme ich euch helfen.“

„Du bist gut. Aber was werden deine Eltern sagen?“

„Wenn's mir Vergnügen macht, dir Gesellschaft zu leisten und euch ein wenig an die Hand zu gehen? . . . Was ist dann weiter dabei? Wie sollten sie etwas dagegen einzuwenden haben?“

Das alles sprudelte so munter aus ihrem beweglichen Mäulchen hervor und kante so verlockend und süß wie ein Amfelfkonzert an einem frischen Frühlingsmorgen, war aber für mich eine solche Überraschung, daß ich verblüfft dastand, wie ein Hase im Feld, wenn plötzlich vom Wald her ein Schuß fällt. Wie ich so unentschlossen blieb, wurde sie ganz verwegen und sagte: „Machen wir's kurz: Wir gehen am Ostermontag beide nicht mit — das dumme Blaudern und Spielen ist mir sowieso zuwider —, sondern wir bleiben zu Hause und helfen deinen Eltern. Gib mir die Hand darauf!“

Da war ich überwältigt, gab ihr die Hand, drückte die ihrige und hielt sie recht lange in der meinigen. Dabei entzückte mich der Liebreiz und die Unschuld des Mädchens so, daß ich kein Wort über die Lippen brachte.

Sie aber machte meiner Verblüffung rasch ein Ende, indem sie mir die Hand nochmals kräftig schüttelte. Dann klaubte sie aus ihrem Silberringelbeutelchen ein paar Geldstücke hervor, zählte sie mir in die Hand, rief oder jubelte vielmehr: „Adieu, Heini!“ und weg war sie, so flink wie sie gekommen war. „Ein Rehlein kann nicht leichter und zierlicher davoneilen,“ dachte ich, ohne zu wissen, daß ich von ihren schönen braunen Rehaugen auf das Rehlein gekommen war.

Wie sie um die Hausecke herumgehuscht war, fand ich mich wieder mit meinem Sinnen allein. Allmählig kam eine Ernüchterung über mich, und mein Fühlen flärte sich ab. Und je mehr ich mir des Wesens dieses lieblichen Mädchens und seines ebenso unbefangenen als harmlosen Benehmens bewußt wurde, desto klarer wurde mir das eigene.

Seit Monaten hatten meine Gedanken diesem Mädchen gegolten. Ich sah sie im Traume vor mir. Ich beneidete meine Kameraden, die das Glück hatten, im Laden ihrer Eltern, die einen mannigfachen Gewürz- und Samenhandel führten, mit ihr zu verkehren. Schon oftmals hatte ich Waren dort geholt, wenn ich anderswohin geschickt war, nur um sie sehen zu können, nur um einen freundlichen Blick aus ihren Augen zu erhaschen,

weil mir jeder wohlthat. Im Konfirmationsunterricht waren mir die Antworten all der Mädchen gleichgültig bis auf diejenigen, welche Lischen Gräflein auf die Fragen des Pfarrherrn gab. Und ich erlebte immer die Freude wahrzunehmen, daß sie nicht auswendig lernte, sondern selbständig dachte und empfand. Einmal sprachen wir über das Wesen Gottes, und unser lieber Pfarrer führte aus, daß es unergründlich sei für den kleinen menschlichen Geist. Und doch mußten wir irgend eine Gewißheit von seinem Dasein haben. Nun stellte er an einzelne Schüler und Schülerinnen Fragen, wie sie denn Gottes inne würden. Da sagte das Gräflein: „Wenn ich abends recht innig gebetet habe, ist mir, als ob sein kühler Odem mir über die Stirne ginge; und wenn mich einmal ein tiefes Leid befällt und ich allein bin in meiner Kammer, dann fühle ich, wie etwas Unsichtbares mir sanft die Hand drückt. Und dann kommt immer Ruhe und Mut über mich.“

Da fragte der Pfarrer nicht mehr weiter, sondern sagte gerührt:

„Ja, so sollte es sein und bleiben.“

Dieser einfache Händedruck hatte genügt, um das philosophische Gebäude, das ich meinem Gott errichtet hatte, zusammenzureißen. Ich suchte fortan Gott durch das Gefühl näher zu kommen, da es mir durch den Verstand nicht glücken wollte.

Von da an nahm ich oft die Gelegenheit wahr, Lischen im Verstohlenen die Hand zu drücken, wenn es zu uns in den Laden kam; dann wurde dieser Händedruck zur Regel, und niemand nahm daran Anstoß, weil es offen geschah. Jedesmal hatte ich eine wohlige Empfindung, als ob mir unverdient ein großes Glück zugestoßen wäre, als ob mir so etwas wie ein Schutzengel die weiche Hand gegeben hätte. Mein liebebedürftiges und liebespendendes Sinnen und Trachten wandte sich von meinen Schwestern, die bedeutend älter waren als ich, mehr und mehr ab und verlor sich in einer unbestimmten, manchmal bedrückenden, manchmal beglückenden Sehnsucht nach diesem neuen weiblichen Wesen, das nun in meinen Verkehrskreis trat; noch inniger aber in den Kreis meiner Vorstellungswelt.

In diesem Alter ist jeder Jüngling ein Dichter. Wie die Spinne aus einem Nichts ihr wundervolles glänzendes Netz webt, so baute ich mir aus ein paar freundlichen Äußerungen Gräfleins, wie es allgemein genannt wurde, aus einem vollen Blick, einem Händedruck des guten Mädchens ein ganzes Haus voll Seligkeit und Wonne und glaubte, nur ich kenne mich darin aus, sei darin heimisch und willkommen. Aber dann kam das Bedürfnis, das Gräflein mit in dieses Haus hineinzunehmen und es darin zur Herrin zu machen. Jedenfalls war das Glück sehr unvollkommen, so lange das Gräflein es nicht mit mir teilte.

Sollte ich dem Mädchen sagen, daß ich es liebe? Der Gedanke machte mich vor mir selber lächerlich. Was ich empfand, war-ja doch nur Freude

an ihrem Wesen und Betragen, an der Lieblichkeit ihrer Erscheinung. Und ich wollte nur wissen, daß ich ihr nicht ganz gleichgültig war. Ja, das mußte an den Tag kommen, sonst gab es keine Ruhe für mich. Ich merkte ganz deutlich, wie mich jedesmal, wenn sie zu uns kam, eine Erregung befiel, während sie ihren Auftrag in unbefangener Munterkeit ausrichtete und anscheinend so gelassen von mir ging, wie sie gekommen war. Wozu taugen die Symbole? War es nicht natürlich, wenn ich als angehender Bäckermeister ihr einen in Teig gebackenen Apfel schenkte, die so köstlich schmecken und duften, daß mir in Erinnerung daran noch nach Jahrzehnten das Wasser im Mund zusammenläuft.

Zur Weihnachtszeit, wo die späten Apfelsorten erst ihre volle süße Reife gewinnen, legte ich ihr heimlich einen fein überzuckerten, goldbraun gebackenen Apfelwecken ins Körbchen, und klebte ein Zettelchen mit der Aufschrift: „Lischen Gräflein zum 15. Geburtstag“ daran.

Den Dank nahm am folgenden Tag meine Mutter entgegen und bemerkte nur beiläufig zu mir, wir hätten's nicht nötig, mit Weihnachtsgaben nach neuen Kunden zu angeln.

Dann stellten wir gelegentlich auch Zuckertäfelchen her, versehen sie mit Papierstreifen, worauf allerlei Sprüche der Weisheit und der Liebe gedruckt waren, und schlugen sie in farbiges Glanzpapier ein. Solche mit besonders sinnvollen Sprüchen versehene Täfelchen schmuggelte ich von Zeit zu Zeit in Gräfleins Körbchen und wartete die Wirkung ab.

Sie blieb völlig aus; nur einmal bemerkte Gräflein lachend, ihre Dienstmagd fände großen Spaß an diesen Sprüchen.

Der symbolischen Werbung fehlte also der persönliche Reiz. So kam ich darauf, allerlei schöne Gedanken und Empfindungen, wenn ich dazu Muße hatte, aufzuschreiben, um sie, mit meinem Namen versehen, dem angebeteten Mädchen bei guter Gelegenheit zu übergeben.

Eines Morgens war der Vater mit dem Lehrling und dem Gesellen am Ofen mit der wichtigen Arbeit des Einschießens, die schnell und genau besorgt sein will und die größte Aufmerksamkeit erfordert, beschäftigt, als das Gräflein in den Laden trat. Ich war mit ihr allein und hielt den Augenblick für günstig, mein geistiges Erzeugnis bei ihr an den Mann zu bringen. Die Zettel lagen in einem schönen Umschlag, und dieser war mit Lischens Name versehen. Aber wie ich ihr das Ding übergeben wollte, schlug sie eine helle Lache auf, gab mir einen zarten Klapz auf die Wange, und sagte: „Du, ich ziehe den mündlichen Briefwechsel vor.“

Raum war dies gesagt, so fiel mir ein Kuß, frisch wie ein Pflümchen, auf die Lippen. Hier hast du meine Antwort. Nun mach mir aber keine Dummheiten mehr!“

Aber die schriftliche Beschäftigung mit dem geliebten Gegenstande

wurde mir je länger je mehr zum Bedürfnis und diente mir zur Erholung. Ich glaube, ich schrieb sogar Verse auf Bizchen Gräflin. Die unschuldigen Liebesergüsse legte ich in meine Ledertasche, die ich gewöhnlich im Rocke verwahrt trug, ohne sonderlich darauf zu achten, ob jemand in dieselben Einblick nahm oder sie sich vielleicht aneignete. Denn mein Reichthum an solchen Herzensergießungen ging schon ins fabelhafte; anderseits kam auch



Partie auf der Ruine der Waldmannsburg Dübelstein bei Zürich. Die Inschrift auf der Tafel lautet folgendermaßen: Hans Waldmann, Führer des Gewalthaufens bei Murten, Bürgermeister von Zürich, Besitzer des Schlosses Dübelstein, † 1489. Gestiftet bei Anlaß der Waldmann-Feier, 1889.

bei strengster und gewissenhafter Verwaltung nichts heraus. Wozu also Buch führen? Ich ließ alles wuchern, wie der liebe Gott das Unkraut.

*

Immerhin gab mir jetzt diese stille Rückschau Anlaß, die Ledertasche wieder einmal hervorzunehmen und auf ihren Inhalt zu prüfen. Das Ergebnis war zweifach. Was den Stoff betraf, fand ich heraus, daß alle die Schriftstücke, auf welchen ich Vischen Gräflein namentlich angeführt hatte, nicht mehr vorhanden waren, was mich indes nicht beunruhigte. Es fiel mir denn auch ein, daß ich diese gar zu verräterischen Beweisstücke einmal beiseite gelegt hatte. Das geistige Ergebnis schien mir bedeutamer.

Wie ich die vielen Zettel und Fetzen, durch welche die Ledertasche zu einer stattlichen Leibhaftigkeit gelangt war, auf den Tisch herausgeschüttet hatte, und nun den krausen Papierhaufen vor mir sah, wurde ich zum erstenmal inne, in was für tolle Heimlichkeiten mein Gedankenleben versponnen war. Mein Verhalten kam mir um so törichter vor, je mehr ich es mit der herzhaften Offenheit Gräfleins vergleichen mußte, von der mir das nachmittägliche Erlebnis mit ihr wieder eine fernige Bestätigung gegeben hatte. Was war ich doch ihr gegenüber für ein unbeholfener Knabe, der gerade darum nie zur richtigen Zeit und am richtigen Orte zuzugreifen wußte, nie weder Geist noch Hand recht frei hatte, weil er immer einen Sack voll Heimlichkeiten mit sich schleppte. Zum erstenmal in meinem Leben bekam für mich die Schönheit und Gesundheit des innerlich freien Menschen eine klare sichtbare Gestalt, und zwar sah ich sie in Vischen Gräflein. Zugleich begriff ich, warum mein Vater an meinem gedrückten Wesen Anstoß nahm und daß er sich völlig im Recht befand, wenn er mir vorhielt, ich sei nicht mehr das freimütige Kind von früher, sondern lebe ein ungesundes, heimliches Leben an den Eltern vorbei und löse mich im stillen von Vater und Mutter los.

Ich mußte an die reine Freude denken, mit welcher der Vater auf die sogenannten Genüsse verzichtete, um durch rastlose Arbeit uns alle instand zu setzen, eine ansehnliche Bildung zu erwerben; wie er in der Bürgerschaft frei, tadellos und angesehen dastand; wie er mich und alle meine Geschwister durch sein Beispiel erzog und uns im ganzen gewähren ließ; wie still er es anerkannte, wenn ich eine Arbeit in zuverlässiger Weise verrichtet hatte. Ich dachte an das liebe Schäfchen, das er mir als Knaben zu ausschließlichem Besitz geschenkt; die vielen schönen Bücher, die er mir gekauft, die Schweizerreise, die er mir ermöglicht hatte, — dachte daran, wie ich bis dahin immer auf ihn zu hören gewohnt war, wie viele lautere und offenherzige Belehrung ich aus seinem Munde empfangen hatte — und das alles lohnte ich ihm damit, daß ich, von einem geheimnisvollen Trieb verleitet, mich von ihm abkehrte, nicht Offenheit mit Offenheit vergalt, ihn nicht mehr teilnehmen ließ an dem, was meine Seele durchdrang. Wie war das früher anders, wie war es früher

schön gewesen, wenn er auf abendlichen Spaziergängen, oder unter einem Baume vor dem Holzschopf sitzend, mich in die hundert Rätsel des Lebens einführte, mir auf alle quälenden Fragen unzweideutige, beruhigende Antwort und Versicherung gab. Hatten wir einander nicht ganz ausschließlich angehört? Hatte ich nicht in seiner starken, er nicht in meiner schwachen Seele gelebt? War ich da nicht immer innerlich stärker geworden, so wie ich äußerlich wuchs?

„Es muß wieder anders werden!“ sagte ich mir, und dieser Gedanke gab mir einen Ruck. Ich stand auf, warf meine Liebeszettel, den ganzen Wisch, in den Ofen und entzündete daran ein Feuerlein. Damit war freilich dem Vater gegenüber nichts gut gemacht; aber es war ein Anfang zu meiner inneren Befreiung; das fühlte ich und es wohlte mir. Mit Bekenntnissen, Beichten und Beteuerungen war ihm auch nicht gedient; denen war er abhold. Aus meinem tatsächlichen Verhalten in der Zukunft, und zwar von diesem Augenblick an, sollte er erkennen, daß ich den Weg zu seinem Herzen zurück suchte.

Am Abend überwachte er gerade den Lehrling beim „Sebbeln“*), als ich die Tür zur Backstube öffnete und mit meinem Anliegen an den Vater herantrat, den Hefeteig für das heilige Brot anmachen zu dürfen. Die Lampe verbreitete einen trüben Schein im Raume, da das Mehlfassen und Ansetzen der verschiedenen Teige ziemlich viel Mehlstaub aufwirbelte. Die an der Wand hängenden Kupfergefäße und -Formen flimmerten wie durch einen weißen Schleier hindurch, und die Fensterscheiben, welche in die Gasse hinausführten, ließen das Dunkel der Nacht nur gedämpft herein. Des Vaters frisches Gesicht, das von angegrautem Kräuselhaar umrahmt war, nahm sich fein aus in dieser an eine Winterlandschaft gemahnenden Umwelt und erinnerte mich an den gütigen Knecht Rupprecht.

Vielleicht sah ich ihn so, weil ich ihm von Herzen gut gesinnt war, weil ich auf meiner Seite ganz reinen Tisch zwischen uns gemacht zu haben glaubte. Wie er nun zögerte mit der Antwort auf meine Bitte, mir wieder forschend in die Augen blickte und dann seine Worte abwog und dehnte:

„Wenn ... du magst ... wenn's dir wirklich Freude macht ... Heini ... will ich nichts dagegen haben,“ da merkte ich, daß der Tisch auf seiner Seite noch nicht rein war. Jedenfalls hätte er gerne noch ein deutliches Aber hinzugefügt, wollte mich jedoch vor dem Gesellen nicht bloß stellen und verschluckte sein Bedenken.

„Also denn!“ sagte ich, trotz meiner Wahrnehmung ziemlich aufgeräumt. Ich besprach noch schnell das Was und Wieviel mit ihm und machte mich an die Arbeit, wobei er mir verwundert zusah.

Als ich ihm dann später „Gute Nacht!“ bot — ich legte mich früh zu

*) Ansetzen des Hefeteiges.



Das Abendmahl.

Nach dem Gemälde von Leonardo da Vinci, in der Kirche Sta. Maria delle Grazie in Mailand. (Siehe Text Seite 212.)

Bette, da ich beizeiten aufstehen mußte — gab er mir die Hand, behielt die meine darin und sagte ernst: „Gelt, Heini, du überlegst dir die Sache noch. Es ist nichts Kleines, das heilige Brot. Es heißt auch bei uns bescheidenen Bäckern wie bei den Künstlern: Rein muß das Herz des Sängers sein! Gute Nacht, Heini! . . . Denk an den Schwabenbeck!“

Nun wußte ich ja schon, daß meine Angelegenheit mit ihm noch nicht erledigt war, sah aber einstweilen noch nicht, was ich zu tun oder zu lassen hätte; und doch war anderseits die Herstellung des heiligen Brotes mein Herzenswunsch, den ich nicht aufgeben mochte.

Anstatt daß der Schlaf sich einstellte, balgten sich die verschiedenen Eindrücke des Tages in meinem Geiste herum, und ihre Bilder nahmen beängstigende Größe an. Unruhig wälzte ich mich von einer Seite auf die andere. Als endlich die Vorstellungen ineinander zu verfließen und jene Wellen wohligher durchs Gehirn zu rinnen beginnen, die unsern Geist in ein anderes Land entrücken, wofür aus den Tiefen des Unbewußten eine Flut von neuen Bildern heraufsteigt und ein süßes Ermatten über uns kommt, das wir Schlummer nennen, befand ich mich plötzlich in der Kirche vor dem Altartisch, um das Abendmahl entgegen zu nehmen. Wohl mundete mir der Wein; aber wie der Diener Gottes das weiße Tuch von dem heiligen Brot nahm, um mir den Leib des Herrn zu reichen, war die Form leer; auch eine zweite und dritte waren leer. Gott, ich hatte meine Arbeit versäumt. Was würde der Vater dazu sagen? Er, der mit seinen Predigten nie nur eine Minute zu spät kam! Und doch war ich mir genau bewußt, sie angefangen zu haben. Und alles war in gutem Gange begriffen. Ich mußte schleunigst nach Hause eilen, um die Brote zu holen. Allein, ich war wie im Boden der Kirche festgewachsen und konnte mich trotz allem Bemühen nicht von der Stelle bewegen. Jetzt warf mir der Herr Pfarrer einen grollenden Blick zu, der heißes Schamgefühl in meinem Herzen aufquellen ließ und mich verhinderte, die Formen auf ihre seltsame, mir unerklärliche Leere aus der Nähe zu prüfen. Plötzlich verschwand er hinter dem Altartisch in undurchsichtigem Schatten. Jetzt trat er dicht an den Tisch heran und sah nun zu meinem Schrecken, wie es in den Formen lebendig zu werden und von breitrückigen schwarzen Klüften zu wimmeln begann. Mir gruselte und schauderte. Ich wollte fliehen und konnte nicht. Auf einmal stand das Gräflein neben mir und sagte: „Hab' doch keine Angst. Ich hab' sie alle hier im Körbchen. Komm, wir werfen sie in den Fluß.“ Und nun sah ich es schwarz davonschwimmen und erwachte mit einem Seufzer der Erleichterung.

Raum war ich wieder eingeschlummert, folterte mich ein neuer Anblick. Ich trat in unsre Backstube und sah, wie mein Vater als lebloser Schatten suchend herumging, sich in die Wölbung unterm Backofen hineinduckte, dann hinter die großen Mulden schlich, sich hinabbeugte hinter die Mehlsäcke und

endlich an meine kleine Mulde trat und den Deckel davon abhob. Ich fragte ihn schein, was er suche. Da stöhnte er mehr, als daß er sprach: „Ich suche mein Herz. Es hat's mir einer genommen.“ Er streckte den Zeigefinger aus und deutete gerade auf mich. Das war ein qualvolles Erwachen; und wie ich recht zu mir kam, war es mir ganz übel in der Brust.

Es litt mich nicht länger in der ruhenden Lage. Ich setzte mich aufrecht auf den Bettrand und mußte weinen. Mein ganzes Dasein kam mir erbärmlich vor. Und schon kamen die matten rosenfarbenen Lichter des jungen Tages über des Nachbars Dach. In wenigen Stunden sollte ich mit der ganzen Gemeinde das Fest der Auferstehung feiern, während eine ganze Welt in mir ersterben wollte. Es war mir eine Erlösung, als mein Vater an die Kammerthür klopfte und rief: „Heini, willst du aufstehn? Es wäre jetzt an der Zeit, wenn du das heilige Brot machen willst.“

„Ja, Vater, gleich!“ rief ich, und nochmals in schmerzlicher Bewegung: „Vater!“ als sich seine Schritte entfernten. Er kam zurück, öffnete die Thür und sagte leise: „Was willst du, Heini?“ Dann trat er an mein Bett und ich faßte seine Hand und jammerte: „Vater, Lischen will uns am Ostermontag helfen kommen.“

„Das ist recht lieb von ihr. Aber warum sagst du mir das jetzt, und was gibt's dabei zu weinen?“

„Ich hab' sie so gern!“ schluchzte ich.

„Das ist doch kein Unglück. Warum sollst du sie nicht lieb haben? Sie ist ein gutes und wackeres Mädchen.“

Nun warf ich mich dem Vater an den Hals und schluchzte und schluchzte. Endlich fand ich die Worte: „Ich hab dir weh getan.“ Da sagte er gerührt: „Daß es jetzt gut sein, Heini.“ Er drückte mir die Hand und ging. Und es war gut. Nachdem ich mich ausgeweint, kam es wie ein Lachkrampf über mich vor Glückseligkeit darüber, daß ich meinen Vater wiedergefunden hatte. Gott, es war also keine Sünde, an Lischen zu denken; ich durfte es laut und leise; es brauchte keine Heimlichkeiten, keine Hintergehung. Wie ward mir in der Seele auf einmal frei und wohl! Die Tränen hatten alles Leid und alle Qual fortgeschwemmt.

Im Nu war ich angekleidet und fühlte mich so frisch, als käme ich eben aus einem erquickenden Bade. Die Arbeit ging mir federleicht aus der Hand; kaum daß mein Vater mir etwas zu sagen oder zur raschen Abwicklung derselben zu helfen brauchte. Kräftig durchwirkte ich die Menge Mehl, Milch, Butter und Eier mit dem prächtig „gehabenen“ Hefeteig, ließ alles in der Wärme stehen, bis der ganze Teig wieder sich hob und schwoh, und stellte dann alles ins Kühle bis zum Augenblick, da es galt, die in Halbwürfelformen eingefüllten Brote in den richtig geheizten Ofen zu schieben. Prächtig gingen sie im Ofen auf, goldbraun gebacken zog ich sie heraus, und sie dufteten, daß

es eine Wonne war. Als ich das erste Abendmahl genoß, war es für mich eine Auferstehung. Wie ich den Vater heimbegleitete und wir zwei allein waren, bat ich ihn um Verzeihung für mein unschönes Verhalten: „Vater, ich hielt meine Seele vor dir verborgen. Nun soll es nie mehr geschehen!“

„So ist's recht, Heini. Ich bin noch nicht zu alt, um über einer jungen Seele zu wachen. Und nun braucht's keine Worte mehr.“

Zuhause holte er aus einer Schublade die Zettel hervor, die ich wahrscheinlich irgendwo hatte liegen lassen, und übergab sie mir ohne irgendwelche Bemerkung.

Als wir, Vischen und ich, uns bei der Hilfeleistung in unserer Gastwirtschaft vergnügten und miteinander wetteiferten, flink zu sein, die Gäste gut zu bedienen, war es für beide ein Fest der offenkundigsten Harmlosigkeit. Von jetzt an fühlte ich mich des genossenen heiligen Brotes würdig und litt nicht mehr Schaden an meiner Seele durch Verschleierung und Verheimlichung der Vorgänge, die sich darin abspielten. Es war mir, als sei ich an der Stelle, wo der Mensch das Herz hat, um eine Manneshand in die Breite gewachsen.

Schlüsselblumen.

Schlüsselblumen, leicht betaut
Steh'n im Glas in meinem Zimmer.
Blüten, die den Lenz geschaut
Hell von klarstem Sonnenschimmer.

Und mich grüßt der stille Hang,
Wo sie meine Hände pflückten,
Wo sie frühlingstagelang
Grüne Wiesenflächen schmückten.

Und den Lenzwind fühl' ich wehn
frisch auf's neu um meine Wangen,
Bäume seh' ich blühend stehn,
Auf den Matten, duftverhangen.

Pfade seh' ich, die durchs Grün
Sanft hinauf und abwärts steigen, . .
In der Blumen zartes Blühn
Muß ich still mein Antlitz neigen.

Hulda Seiler.

Das Abendmahl von Leonardo da Vinci.

(Zum Mittelbilde.)

Das „Abendmahl“ war im Kloster „Santa Maria delle Grazie“ zu Mailand auf die Wand gemalt.

Die Stelle, wo das Bild gemalt ist, wird allervörderst in Betrachtung gezogen; denn hier tut sich die Weisheit des Künstlers in ihrem Brennpunkte vollkommen hervor. Konnte für ein Refektorium etwas schicklicher und edler ausgedacht werden, als ein Scheidemahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten sollte?

Als Reisende haben wir dieses Speisezimmer vor manchen Jahren noch unzerstört gesehen. Dem Eingang an der schmalen Seite gegenüber, im Grunde des Saales, stand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstische, sämtlich auf einer Stufe vom Boden erhöht, und nun, wenn der Hereintretende sich umkehrte, sah er an der vierten Wand, über den nicht allzu hohen Türen, den vierten Tisch gemalt, an demselben Christus und seine